

<b>Zeitschrift:</b>	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
<b>Band:</b>	5 (1915)
<b>Heft:</b>	43
<b>Artikel:</b>	Die grosse Hemmung [Schluss]
<b>Autor:</b>	Trabold, Rudolf
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-642551">https://doi.org/10.5169/seals-642551</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Sennerssche in Wort und Bild

Nr. 43 — 1915

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

23. Oktober

## — Die Insel. —

1914.

Von Theodor Curti.

Eine Insel liegt im Meere,  
eine Insel liegt im Meer,  
grün und stille das Gelände,  
doch mit Bergen hoch und hehr;  
Eine Insel liegt im Meere,  
in der Völker Ozean,  
Tosend, heulend Sturmewogen  
schlagen an die Felsen an.

Waffenlärm erfüllt die Lüfte,  
Trommelschlag, Trompetenschall,  
Und in reißiger Rüstung stehen  
rings der Länder Heere all;  
Blüh'nde Städte macht der Mörser  
reuelos dem Boden gleich,  
Kampfentbrannte Schiffe kreuzen  
selbst im lichten Aetherreich.

Tosend, heulend Sturmewogen  
schlagen an die Felsen an,  
Eine Insel liegt im Meere,  
in der Völker Ozean,

Denn die Rassen und die Sprachen  
kämpfen einen blut'gen Streit,  
Finster hat die Nationen  
alten Hasses Wahn entzweit.  
Einig wollte sie des Schöpfers  
Huld zum frohen Kranze reih'n,  
Doch, nicht achtend seinen Willen,  
Keiner will ein Gleicher sein.

Seit den Bann des Rechts verleste  
über Nacht des Kreuels Hand,  
Schlingt sich einzig um der Insel  
Völklein noch ein Liebesband,  
Und der Rassen und der Sprachen  
Frieden hat es treu bewahrt,  
Für den Tag der neuen Menschheit  
hat den Hirt es aufgespart.

Grün und stille das Gelände,  
doch mit Bergen hoch und hehr,  
Eine Insel liegt im Meere,  
eine Insel liegt im Meer.

„ . . . ist doch die Schweiz jetzt  
eine Insel im brandenden Meere.“  
Klein wie Israel an Volke,  
klein an Raum wie Griechenland  
Ist es auch ein Hirt der Völker,  
ihrer Zukunft Unterpfand;  
Wenn sie ihre Schwerter senken,  
die noch kämpfen bleich und wund,  
Werden sie wie seine Stämme,  
gründen einen Friedensbund.

Andrer Lorbeer mag dann sprossen,  
als der Krieg um Stirnen floht,  
Milder Geist mag hilfreich schaffen,  
was nicht Stahl und Blut vermocht;  
Wachsen mag, die breiten Gräber  
Und die Trümmer riesengroß  
Ueberschattend, eine hohe  
Palme aus der Insel Schoß!

(„Sang der Zeiten“)

## — Die große Hemmung. —

Novelle von Rudolf Trabold.

(Schluß.)

Es verging eine Woche, dann erhielt sie vom Boten der Nachricht, die nötigen Schritte seien getan worden, um ihrem heldenmütigen Gatten durch den spanischen Gesandten in München die Croix de guerre zukommen zu lassen. Als René eines Tages Zeichen der Besserung zeigte, erzählte ihm Hilda, was sie erreicht habe. René versuchte zu lächeln und ihr als Antwort die Hand zu drücken, er brachte jedoch die Finger nicht zusammen.

Die Besserung schien mit jedem Tage etwas zuzunehmen. Da die Verhandlungen zum Austausch der Kampfunfähigen im Gange waren, durfte sie hoffen, René werde vielleicht

in einem Monate mit ihr nach Montreux reisen können, um in der milden Luft an den Gestaden des Genfersees genesen zu können. So tröstete sie sich und René, wenn er stark genug war, sie anzuhören. Aber nur zu oft mußte sie sich fragen, ob denn das noch ihr René sei, der wachsbleich und einem Skelett ähnlich vor ihr lag. Oft schraf sie zusammen, denn nicht der leiseste Odem bewegte die Brust des Kranken. Mit klopfendem Herzen lauschte sie dann und ihrer Brust entstieg ein Dankgebet, wenn sie das untrügliche Lebenszeichen erlauscht. Der Funken Leben glomm weiter und es mangelte nichts hier, um ihn zu unterhalten,

das mußte sie sagen, wenn sie eine neue Angst überkam. Aber sie kam sich hier fremd vor, viel fremder wie in den Spitäler zu Lyon. Zwei Wochen waren um, es schien ihr ein Traum. Von was lebte sie eigentlich? Sie aß fast nichts und der Schlaf hatte sie schon fast ganz verlassen. Man erlaubt ihr, hier am Bett Renés jede zweite Nacht zu wachen. Die andern verwundeten Franzosen, die hier als Gefangene lagen, sie besuchte sie täglich und sprach ihnen Mut zu, las vor, erfreute manchen durch kleine Gaben und herzlichen Zuspruch. Auch zur letzten Ruhestätte begleitete sie den und jenen.

Dass eine solche Schwäche den starken Körper eines Mannes befallen könne, hätte Hilda nie für möglich gehalten; René vermochte kein Wort zu sprechen, keinen Finger zu rühren. Tief eingesenkt lagen die Augen, das ganze Gesicht war klein geworden wie das eines Kindes, die nährenden Flüssigkeiten mußte man René einträufeln und so gering waren sie, daß sie den Arzt immer wieder frug, wie es denn möglich sei, einen Menschen so am Leben zu erhalten? Aber die Ärzte waren zufrieden mit dem Fortschritt der Genesung, obwohl sie oft verzweifeln wollte, da René keine Silbe sprach, selten die Augen öffnete. Eines Tages jedoch lispete er:

„Wir werden siegen.“

Sie war überglücklich und antwortete: „Ja, die Nachrichten sind sehr gut.“

Er lächelte dankbar. Am folgenden Morgen erhielt sie das sehnlich erwartete Ehrenzeichen mit einem ruhmvollen Schreiben. Sie begrüßte die Sendung wie eine frohe Botschaft des Himmels. Der Arzt war der Meinung, eine freudige Überraschung könne dem Genesenden nur heilbringend sein. Hilda stimmte ihm bei und am Nachmittag wollten sie die Dekoration feierlich vornehmen, da sie René schon lange auf das Ereignis vorbereitet hatte.

Der Stabsarzt, der Krankenwärter und Hilda standen vor dem Bett Renés. Sie küßte ihn wie gewohnt auf den bleichen Mund und als er müde die Augen öffnete, sagte Hilda sanft:

„Wir haben dir etwas Freudiges mitzuteilen, mein teurer René. Du wirst es wohl schon ahnen, denn du erwartest es ja längst. Schau, Liebling, es ist nun gekommen und wir sind so glücklich, dir diese Freude bereiten zu können. Der Herr Stabsarzt ist selber auch da, wie du siehst.“

Sie nahm die Denkmünze aus dem Etui. René öffnete die Augen groß und ein sanftes Leuchten erfüllten sie. Ein Lächeln umspielte seinen Mund, er schien seine ganze Kraft zusammenzuraffen, um die Hand zu erheben, konnte es aber nicht. Er holte tief Atem und Hilda legte die Dekoration zuerst auf seine Brust, gab sie ihm dann in die Hand, und er umschloß die Medaille mit seinen abgemagerten Fingern, indem er die Augen zufallen ließ. Der Arzt sprach einige Worte der Beglückwünschung. Aber René blieb regungslos, atmete nur lebhafter wie sonst. Hilda wollte das Herz stille stehen, denn sie glaubte nichts anderes, als René müsse jeden Augenblick verschwinden. Sie suchte in ihrer Angst die Augen des Arztes, der aber machte ihr ein Zeichen, sie solle sich nur beruhigen. Das Begleitschreiben vorzulesen unterließ sie, es wäre doch zu viel gewesen für heute.

Erst nach einer kleinen Stunde öffnete René wieder die Augen. Es schien, er habe in dieser Zeit eine kostliche Freude durchgefrostet. Fernab bei seinen Kameraden im Felde war er wohl gewesen, dort wo er für sein über alles geliebtes Vaterland gekämpft hatte. Im Geiste hatte er den Kuß des Generals gefühlt, der ihm die Kriegsmedaille auf die Brust geheftet. Joffres Lippen berührten seine Wangen, er konnte sich keine höhere Ehre denken. — Nur langsam kehrte die Erinnerung an das Gegenwärtige in seinem Geist zurück. Lange, wie verklärt, ruhten seine Augen auf Hilda. Sie hatte die ihren voll Tränen der Freude als sie sah, wie glücklich der geliebte Mann war. Sie beugte sich über ihn und küßte seinen Mund. Dann öffnete er die Lippen und flüsterte:

„Hilda — bleibe Frankreich treu — —“

„Kannst du noch zweifeln?“ Leise drückte er ihr die Hand als Antwort und sie tauchten Blick um Blick tief ineinander, dann aber schloß er wieder die Lider und ein wohltätiger Schlummer schien ihn zu befallen.

Sie war glücklich, so glücklich wie noch nie seit dem Kriege. Als der Arzt kam, wünschte er, daß sie sich nun auch zur Ruhe begebe, denn sie hatte zwei Nächte gewacht und sah so angeschlagen aus, daß der Doktor sagte, sie müsse nun wirklich auch an sich denken. Ja, sie war sehr müde, sie fühlte es erst recht auf dem Wege nach dem Hotel. In dieser Nacht befahl sie seit langer Zeit der erste tiefe, erquickende Schlaf.

Als Hilda schon früh am Morgen ins Lazarett kam, fand sie es eigenartlich, daß der Krankenwärter sie im Vorraum empfing. Als sie frug, wie ihr Gatte die Nacht verbracht, zuckte er die Achseln, führte sie nicht zu René, sondern murmelte unverständliche Worte. Da trat der Arzt ein, begrüßte sie, und als sie mit weit aufgerissenen Augen frug, warum man sie so seltsam empfange, da antwortet er:

„Frau Hauptmann, leider ist unsere Hoffnung zu Schanden geworden —.“

Aber Hilda hörte ihn nicht mehr, denn sie fiel ohnmächtig zusammen.

## XI.

Es schneite die ganze Nacht. Hilda konnte keinen Schlaf finden, denn das Leichenbegängnis hatte sie furchtbar aufgeregt. Sie stand auf, packte wieder ihre paar Sachen aus und ein, wußte aber kaum, was sie tat, sie hatte keine Gedanken, konnte keinen Entschluß fassen, wußte nicht, was beginnen. Sie schrieb konfuse Briefe an Colette und Renés Mutter, und als sie fertig, wußte sie nicht, was sie geschrieben. Aber das alles kümmerte sie nicht viel, die Vergangenheit war für sie wie in einen Nebel versunken. Nur eines drängte mächtig in ihr: das Grab Renés zu besuchen. Als sie zum Fenster hinaussah, schneite es nicht mehr, der helle Morgen stand am Himmel. Schnell warf sie den Mantel um und verließ das Hotel.

Es war viel kälter geworden, aber die Wolken hingen noch tief. Ein eisser Wind hob an und zerriß den Nebel, ließ die Sonne durch und funkelnde Schneewehen stoben in das goldene Licht. Hilda wanderte planlos zur Stadt hinaus, ging und ging, suchte den Friedhof, den sie nicht finden konnte. Sie war so in Gedanken versunken, daß sie nicht achtete, wo sie ging. Sie stapfte im Schnee vorwärts und das Gehen in der menschenverlassenen Landschaft tat

ihr ungemein wohl; es wurde ihr so leicht im Kopf, sie war sich klar, daß sie auf einem großen Umwege zum Kirchhof gelangen müsse. Sie überließ sich ganz ihrem Sinn, das sie in die Vergangenheit zurückführte. Alles, was sie in den letzten Monaten verlebt hatte, zog an ihr vorüber. Dann und wann blieb sie stehen und fragt sich aufatmend: Habe ich denn das alles wirklich erlebt? Ja, ja, so war es geschehen. Rascheren Schrittes ging sie dann wieder ihren Weg, stieg einen Hügel empor, kam in prächtig verschneiten Tannenwald und ging und ging. Die Füße trugen sie so leicht wie nie. Der Nord pfiff und wuchtete in den Wipfeln des Forstes, aber sie spürte es nicht, denn ihr Weg führte sie im Windschatten. Nicht links, nicht rechts schaute sie. Lautlos, ohne Beschwerde ging sie hier auf der weißen Decke, denn der Schnee lag nicht so hoch wie unten, er hing in dem Geäst der Bäume.

Sie war froh, in ihre Gedanken Ordnung bringen zu können, Abrechnung zu halten. Sie fragt sich, ob sie all ihre Schuldigkeit getan, aber darauf konnte sie keine Antwort finden, denn ihr Gedankengang beschrieb einen Kreis, und wenn sie an diesen Punkt kam, da tauchte sogleich die andere Frage auf: Wie ist denn nur alles so gekommen? Von hier ab jedoch mußte sie zurück bis ans einsame Haus in Frankreich gehen, dort aber waren die Türen und die Fensterläden geschlossen und der Schnee deckte den Garten zu. —

Nun stand sie auf einmal im grellen Sonnenlichte und sah in der Ferne einen einsamen, stolzen Berg; dieser Berg trug einen blendendweißen Seidenmantel, in dessen Falten sich der blaue Himmel zu spiegeln schien. In leuchtendem Glanze, groß und erhaben sah Hilda das Wunder. Sie erfuhrte die Pracht, aber bestaunte sie nicht. Alles, was sie hier erschaute, war fleckenloses Weiß und duftiges Blau. Da kam ein Windstoß, er wirbelte den Schnee auf, und in dieses glitzernde, funkelnende, stäubende Geflirr wob die Sonne die siebenfarbige Krone der Schönheit. Und so geschah es dreimal. Hinter ihr im Forste sang der Nord eine hundertstimmige Melodie. Aber ein eisiger Frost durchfuhr ihre Glieder bis ins Mark. Der Schnee war hier so hoch, daß sie ihn nicht zu durchwaten vermochte. Sie suchte Schutz und fand ihn bei einem Baumstumpfe neben einer Holzbeige am Waldrand. Es kam ihr vor, sie müsse in dem Schnee ersticken. Auf einmal lag ihr die Müde in allen Gliedern.

Sie fühlte sich so matt, daß sie auf den Baumrest sank. Aber hier war sie so wohl wie auf einem weichen Stuhle und konnte sich zurücklehnen an den Holzstoß. — Ah, wie gut war hier zu ruhen. — Der Wald hielt den eisigen Wind auf, die Sonne blendete sie nicht mehr, sie konnte ins weite Land hinausschauen — doch die Augen fielen ihr zu. Eine wohlige Wärme durchdrang ihre Glieder. Und die Ruhe umschmeigte ihren müden Leib.

Nur eine kleine Viertelstunde wollte sie rasten und dann weitergehen, denn sie wußte wohl, daß der Kirchhof ihr Ziel war. Nur eine kleine Rast, dann besuche ich dich, René, so sagte sie zu sich. Ein feines Lächeln umschwebte ihren Mund. Wie wohl hatte doch der Allmächtige alles gefügt, sie konnte René in diese friedliche Erde bestatten. In dieser wunderschönen Gotteserde durfte er ruhen und sie konnte ihn täglich besuchen. Sie atmete tief auf, als diese Gedanken ihr durchs Gehirn gegangen. Doch nein. Hier war ja nicht ihre Heimat. Es läutete mit Silberglocken:

„Hilda, bleibe Frankreich treu!“

Ein himmlischer Chor sang — nein, es war der Wind im Forste — und doch? — Klang das nicht: Nach Frankreich zogen zwei Grenadier? Freilich, das war die Musik der Soldaten, und sie trugen ihren René über den See und über die Berge nach Hause, und im Garten wollte sie ihn bestatten. — — Hier war sie ja so glücklich gewesen. René hatte ihr aus der lautersten Schale den Trunk des Erdenglüdes gereicht — wie war er so bleich — nein, seine Hand fühlte sich warm an —. Wie sagte er in einem Briefe? „Der Krieg ist die große Hemmung.“ — Ja, die große Hemmung. —

Eine liebliche, gütige Wärme durchdrang sie. Das war die echte Erdenwärme, die sie noch nie so frühlingsvoll empfunden. Die Sonne hatte gesiegt, der Frost mußte weichen, der Schnee schmolz. Frost, wo ist dein Stachel, Winter, wo ist dein Sieg? — —

Leise, leise löscht das Leben der blonden Hilda, während sie einen wundervollen Traum von Erdenwärme, Frühling und neuem Leben träumte. Die große Hemmung, die alle Völker Europas umspannte, sie kam über ihren jungen, müden Leib. Wie eine Pflanze starb sie im Winterfroste, weil ihr guter Gärtner ihr fehlte. (Ende.)

## Frieden.

Von Wilhelm von Scholz.

Borüber schritt der Krieg im Stahlgewand;  
Von fern schlägt noch sein Fackelrauch ins Land.  
Und jeder Wind, der weht, trägt weit von Trümmerhügeln  
Wolken von Aschenstaub auf müden Flügeln.  
Und schüttelt sie auf Blum und Blatt,  
Auf weiße Wege, auf den Platz der Stadt,  
Reibt sie dem reinen Morgenrot entgegen —  
Wo er im Regenland gerafetet hat,  
Stehn schwarze Lachen auf zerfahrenen Wegen.  
  
Von all der Menschenöde hergelöst,  
An stillen Straßen, auf zerbrochenen Rädern  
Der Krähen faules Diebsvolk hockt  
Und kraut sich seine struppigen Federn.  
Borüber karrt ein Adergaul,

Es raschelt schmutziges Stroh im Leiterwagen.  
Sie fliegen auf mit schlappem Flügelschlagen  
Und plumpen in die Furchen faul.  
Wie lange schon verstummt ist nun der Kampf?  
Es ist sehr still. Kein Schrein, kein Röckgestampf,  
Das nur das überreizte Ohr noch hört.  
Die Hitze zieht ins Land wie weißer Dampf.  
Kein Sensenklang den stillen Herbsttag stört.  
Im Walde knistert's, in den buschigen Heden,  
Wenn sich zerknickte Nestchen aufwärts reden.  
Am hohen Himmel scheuer Storchenflug.  
Und auf den tiefdurchfurchten Ackerstreifen,  
Drinn Pfähle noch und Lagerpfölde stecken,  
Blitzt hie und da ein Pflug.